

Daniel Schönefeld/Wolfgang von Gahlen-Hoops
(Hrsg.): Soziale Ordnungen des Sterbens. Theorie,
Methodik und Einblicke in die Vergänglichkeit.
Bielefeld: Transcript 2023, 385 S.,
ISBN 978-3-8376-6154-5, 49 €

Thorsten Benkel

Der vorliegende Band verspricht eine primär pflegewissenschaftliche, aber auch interdisziplinäre Aus- bzw. Einblicke inkorporierende Betrachtung von Sterben und Tod. Insbesondere soll, kündigt die Einleitung an, erörtert werden, weshalb spezifisch zum Lebensende gehörende Wissensbestände so selten bzw. nur fragmentiert übermittelt werden – im Gegensatz etwa zum medizinischen Wissen über den Tod.

Um gleich zu Beginn zu spoilern: Die konkrete Lektüre fördert zumindest bei diesem Rezensenten den Eindruck zutage, dass es sich um eine ambivalente Textsammlung handelt, und zwar deshalb, weil die sehr heterogenen Beiträge positiv als vielschichtige Einkreisungen eines gemeinsamen Themas gelesen, indes aber negativ als ein bunt zusammengewürfeltes Nebeneinander interpretiert werden können.

Der eröffnende Beitrag von Jakob Schultz bietet ein beeindruckendes Panorama theoriegeschichtlicher Referenzen, das mit Parsons beginnt, in den Reigen aber auch Hobbes, Malthus, Marx/Engels, Blumenberg, Garfinkel, Luhmann, Latour und andere einbezieht. Auf hohem Niveau wird hier die Urszene der Soziologie – nämlich die Frage, wie soziale Ordnung möglich ist – aufgegriffen. Das ist bis in die Fußnoten hinein inspirierend; doch welche konzeptionelle Idee mag hinter dem Gedanken gesteckt haben, das vergleichsweise lebens-, oder sagen wir: *sterbensweltliche* Problem des Todes mit einem gesellschaftstheoretisch angelegten Text einzuleiten? Schultz bearbeitet sein Thema glänzend, zu dem in der Einleitung bruchstückhaft angedeuteten Programm passt das aber nur bedingt. Nicht der Text wirft ein Problem auf, im Gegenteil. Irritierend ist die ‚Komposition‘, in die er sich fügen soll.

Klaus R. Schroeter und Christine Matter stellen in ihrem Beitrag die Fragilität in der Hochaltrigkeit in den Vordergrund. Die Verzahnung dieses Diskursfeldes mit der sozialen Ordnung ist durchaus einleuchtend, schließlich ist gerade dies der empirische Nukleus des allmählichen Sterbens: Die Normalität der interpersonellen Kommunikation und Teilhabe schwindet und neue Situationen entstehen bzw. müssen er- und durchlebt werden, durch die das gewohnte Ordnungsgefüge ins Wanken gerät – mit der bitteren Pointe, dass der Vorgang irreversibel in den Tod führt.

Der Text ist von Christian Fuchs ist kein Originalbeitrag, sondern ein Nachdruck. Zu erfahren, dass der Tod „pure negative Dialektik“ (S. 78) ist, dürfte sich wohl nicht ganz einfach in den Pflegealltag implementieren lassen. Es geht explizit um „philosophische Positionen“ (S. 79) und oftmals um Marx. Der Tod ist, erfährt man weiter, „Endfremdung“, weil „Fremdheit ohne Ende“. *For good measure* tritt auch noch der „Cyborg-Faschismus“ auf den Plan (S. 96).

Ganz andere Haken schlägt der erste von zwei Beiträgen aus der Feder von Martin W. Schnell. Er verquickt Philosophie, Medizin, Pflege und Soziologie, indem er die je unterschiedlichen Perspektivierungen kontrastiert. Damit wird insbesondere die Intersubjektivität

tätsfacette des Sterbens anvisiert, wie sie beispielhaft in der Idee der Sorge um den anderen greifbar wird. Sterben wird, im Einklang mit früheren Veröffentlichungen des Autors, als gemachter Prozess, als ein ‚doing‘ gelesen. Dies umschreibt einen Gedanken, der u.a. für die Palliativversorgung Sterbender von nicht zu unterschätzender Tragweite ist.

Die noch wesentlich unmittelbarere Sorge vor dem (physiologischen) Kontrollverlust ist das Thema von Matthias Hoffmann. Simmel, Goffman und Elias werden hinsichtlich ihrer Überlegungen zur Verschmutzung und Beschämung befragt – zu Körperkonstellationen also, die einerseits gesellschaftlich problematisiert werden, die aber andererseits nur so, als Konstrukte sozialer Normierung, überhaupt zum Problem werden (konnten). Hoffmann scheut nicht vor handgreiflichen Schilderungen zurück, die er z.B. auch in einer biografischen Schilderung von Philip Roth findet, welcher den körperlichen Zerfallsprozess seines Vaters als unmittelbares Miterleben schildert.

Den nachfolgenden Text hat wiederum Schnell verfasst, nun aber gemeinsam mit Christine Dunger. Hier geht es um die Fallstricke der empirischen Erforschbarkeit des Sterbens per se. Qualitative Ansätze bieten sich von vornherein an, um dieses sensible Feld zu erkunden – wenngleich unterstrichen wird, dass die Zugriffspositionen sich stark unterscheiden können. Da der eigene Tod als ‚Datum‘ bekanntlich nicht zur Verfügung steht, ist jede autoethnografische Annäherung generell ein Zulaufen auf eine Erkenntnisgrenze. Ob sie sich darin von der Beobachtungssichtweise Außenstehender (etwa Angehöriger) qualitativ unterscheidet, oder ob das subjektive Sterben(müssen) nicht vielmehr zu Verzerrungen führt, ist ein Aspekt, der hier zwar nicht wesentlich ausgeführt wird, der aber eine nähere Beschäftigung verdient.

Dazu passend widmet sich Melanie Pierburg der Theorie und Praxis der Sterbe-Ethnografie. Ausgehend von den Spezifika und Gemeinsamkeiten von „Sterbewelten“ (S. 159) geht auch sie auf Prozesse des Sterben-Machens ein, die sich im Übrigen keineswegs exklusiv in der sogenannten ‚westlichen‘ Kultur finden lassen. Der ethnografische Aspekt wird mit Ausführungen zu den Feldforschungen der Autorin im Hospiz-Kontext, konkret: bei Ausbildungskursen zu ehrenamtlichen Hospizmitarbeiter:innen evident gemacht. Ihre Fallvignette rahmt Pierburg in die Genealogie ähnlicher, mithin klassischer Studien (Sudnow, Glaser/Strauss) ein, die auch in einigen anderen der hier versammelten Aufsätze Erwähnung finden.

Daniel Schönefeld nähert sich dem Lebensende ethnomethodologisch an. Sein Artikel ist besonders interessant, wenn man ihn als Exegese der Garfinkel’schen Methodologie oder gleichsam als Beitrag zur Recherche in dem von David Sudnow erstmals bestellten Feld liest. Zugleich wird aber ein grundsätzliches Dilemma der Sterbeforschung sichtbar: Wenn sie ein hohes wissenschaftliches Niveau anstrebt, wird sie notwendig abstrakt; d.h. sie muss sich abheben von den empirischen Zusammenhängen, aus denen das ‚Rohmaterial‘ entstammt, um durch diese Diaspora zu ‚tieferen‘ Einsichten zu gelangen. Andererseits ist die Pflegepraxis an, mit, vielleicht auch: gegen Sterbende ein in vielfacher Hinsicht genuin explorierbarer Forschungsbereich, aus dem sich sukzessive erst kompatible Theoriekonzepte extrapolieren lassen (wenn überhaupt!). Die ohnehin schwierige Kluft zwischen Theorie und Praxis scheint bei Sterbe- und Todesbezügen nochmals größer zu sein, als sie ohnehin ist; dieser Eindruck mag aber auch einer *deformation professionelle* geschuldet sein.

Das Thema der „Handlungssystematik am Lebensende“ greift Wolfgang von Gahlen-Hoops seltsam distanziert auf. Die diversen Theorie-Referenzen am Beginn des Textes jedenfalls (Weber, Parsons, Habermas) wirken – dies ähnelt der Einleitung des Buches – nicht zwingend mit der Kernthematik verbunden, sondern lesen sich wie eine Art theoretische Bringschuld, die abgelegt werden muss, bevor dann die Praxeologie das Ruder übernimmt. Oder vielmehr: eine bestimmte Betrachtungsweise, die in diesem Fall das performative Element in der Pflege zentralstellt. Der erneute Übergang zur Theorieebene (Austin – und Derrida!) erzeugt einen weiteren inhaltlichen Bruch.

Der Beitrag von Sine Maria Herholdt-Lomholdt ist auf Englisch verfasst und bietet eine zunächst sehr persönliche Beschäftigung mit dem Tod (hier: der Großmutter), die in Auszügen von Feldnotizen mündet. Zwar kommt auch diese Autorin nicht ohne Referenzen in die „Eiswüste der Abstraktion“ aus, um Walter Benjamin zu zitieren (hier: hin zu Heidegger). Im Wesentlichen ist das Gebotene aber ‚freischwebend‘ – man könnte von einer Art Meditation sprechen, die jenseits der Theoriediskurse und allemal jenseits strenger Methodologie zu verorten ist.

Abwechslung ist Trumpf in diesem Sammelband, der mit dem Beitrag von Anna Bauer erneut eine Kehrtwende liefert. Bauer nimmt den Begriff der sozialen Ordnung ernst und setzt sich damit vor dem Hintergrund eines empirischen Forschungsprojekts an der LMU München auseinander. Betrachtet werden die Differenzen des Umgangs mit Sterbenden durch die Familie bzw. durch entsprechende Pflegeinstanzen. Die Organisation der Umsorgung von Sterbenden stellt eine schwierige Herausforderung dar, schließlich wird damit rationalisiert, dass ein Mensch demnächst nicht mehr existent sein wird. Eine eigentlich metaphysische Tatsache – das Wegsein trotz anhaltender sozialer Bezüge, ja sogar trotz körperlichen ‚Überrests‘ – wird dabei sachlich-strategisch bearbeitet. Der Zugriff von Familienangehörigen ist aber wesentlich anders gestaltet, wie Bauers Vergleich darlegt; hier gilt gerade das ‚bürokratische Element‘ als Störfaktor.

Durchaus interessant sind auch Felix Tirschmanns Reflexionen über Sterbeideale im Horizont der *palliative care*. Mit entsprechenden Verweisen ausgerüstet, liefert der Autor eine wissenssoziologische Betrachtung. Dank dieses Werkzeugs lassen sich denn auch, wie Tirschmann sukzessive demonstriert, bekannte thanatologische Fragestellungen – vor allem: Was ist gutes Sterben? – bearbeiten. Historische Rückblicke auf frühere Jahrhunderte geben Zeugnis von veränderten Einstellungen und den damit korrespondierenden Wissensbeständen. Umbrüche werden, das machen die Darlegungen zur demoskopischen Entwicklung deutlich, weiterhin stattfinden.

Mit der Vulnerabilität der Sterbenden setzt sich Jonas Hänel auseinander. Insbesondere geht es ihm um die Didaktisierung des Sterbens in den Pflegewissenschaften, was u.a. über das Hilfsmittel des Films befördert werden könne. In Spielfilmen können, konstatiert Hänel richtig, sowohl Widerspiegelungen der Realität wie auch Verzerrung in Erscheinung treten. Häufig genug dürfte beides sich dialektisch bedingen. Dass die genannten Filme (z.B. *Das Meer in mir* oder *Million Dollar Baby*) in einer „oft fiktionalen Weise“ operieren (S. 309), ist jedenfalls so wahr wie profan. Wie auch andere Beiträge oszilliert der Text zwischen relativ viel Praxisdistanz und zugleich zu geringer Theoriedichte.

Dem Beitrag von Claudia Bozzaro, Anne Letsch und Claudia Schmalz hingegen kann man nicht vorwerfen, dass er seinen Gegenstand nicht konkret benennt und präzise behandelt. Es geht um die palliative Sedierung, also: um die medikamentöse Schmerzlinderung im Sterbeprozess, die hier hinsichtlich ihrer sozialen Dimension unter die Lupe genommen wird. Die Entlastung, die diese Behandlungsmethode mit sich bringt, ist ambivalent, wie Aussagen von Angehörigen verdeutlichen: Die Sedierung mag beruhigen, sie mag aber auch verunsichern (vgl. S. 332). Der spannende Beitrag fällt im Vergleich zu anderen Texten des Bandes leider recht kurz aus.

Das Autorenteam um Nele Wulf nähert sich der „Digitalisierung des Todes“ an; dies zumindest verspricht der Beitragstitel. Angeboten wird dann aber ein sehr spezifisches Verständnis von der Digitalisierbarkeit von Sterben, Tod und Trauer, das in vielerlei Hinsicht nicht mehr up to date ist (bzw. wohl auch nie up to date war). Vertiefende Einsichten wären leicht einholbar gewesen. So aber bleibt es bei unscharfen Überlegungen, die außerdem partiell mit seltsam normativen Einwüfen garniert werden.

Am Ende steht Kirsten Brukamps Auseinandersetzung mit dem digitalen Nachlass. Damit das Thema auch wirklich feststeht, wird das Schlagwort gleich in drei Überschriftenebe-

nen ausbuchstabiert, sicher ist sicher (vgl. S. 361f.). Brukamp ist über die rechtlichen Facetten gut informiert, stellt aber den einschlägig bekannten Rechtsfall über die Vererbbarkeit von Social Media-Accounts zu anämisch dar. Es ist fraglos interessant, etwas über diesen Bereich zu erfahren, der künftig wohl noch größere Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte; das Sterben haben diejenigen, die einen digitalen Nachlass anbieten, jedoch üblicherweise bereits hinter sich.

Die Kapitel-Unterteilung des Bandes (nämlich in: Theorie, Methode, Empirie) kann gestrost ignoriert werden, faktisch wird nicht scharf getrennt. In formaler Hinsicht überraschen diverse Flüchtigkeitsfehler (Druckauflagen sind nicht Buchauflagen, im Autorenverzeichnis verschwimmen Monografien und Beiträge differenzlos ineinander, Christof Breitsamer heißt nicht „Breitsamer“ usw.). Der Fehlerteufel war, trotz des ausdrücklichen Dankes ans Lektorat, recht fleißig.

Während die Qualität der Beiträge – was nicht überrascht – divergiert, macht die Konzeption an manchen Stellen ratlos. Dass im Untertitel des Buches überdies eine Befassung mit der „Vergänglichkeit“ angekündigt wird, die so gut wie an keiner Stelle eine Rolle spielt, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Englischsprachige Ergebniszusammenfassung: *a mixed bag*.